

# *Mittelalterliche Mentalitäten als Forschungsproblem*

## *Eine skizzierende Zusammenfassung*

VON REINHARD SCHNEIDER

Als der Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte sich zu einer Tagung über »Mentalitäten im Mittelalter« entschloß, wollte er vor allem Methoden- und Sachprobleme erörtern, die sich für den Mentalitätsbegriff und die Erforschung mittelalterlicher Mentalitäten ganz offenkundig ergeben. Der Untertitel des Tagungsthemas brachte dieses Anliegen deutlich zum Ausdruck: »Methodische und inhaltliche Probleme«. Die bunte Palette der Beiträge entsprach dann bewußt dieser Absicht, konnten doch weite und sehr unterschiedliche Bereiche eines scheinbar »modischen« und schon fast ausufernden Forschungsfeldes exemplarisch angesprochen und geprüft werden. Die durchweg sehr intensive Diskussion setzte das Bemühen um Klärung fort, und einer auf Reichenauer Tagungen üblichen Zusammenfassung fiel in einem weiteren Schritt die Aufgabe zu, die Vorträge noch einmal Revue passieren zu lassen (I) und zusätzlich die übliche mehrstündige Schlußdiskussion möglichst zu strukturieren, mindestens anzuregen oder gar gezielt zu provozieren (II). Dieser Doppelfunktion bleibt auch die vorliegende Druckfassung verpflichtet, deren Urteile ganz gewiß höchst subjektiv und vorläufig sind, die aber doch bemüht ist, einen Minimalbeitrag zur Klärung höchst strittiger, vor allem aber diffiziler und differenzierungsbedürftiger Probleme zu leisten<sup>1)</sup>. Als wichtiges Ergebnis kann aber vorab betont werden, daß die Erforschung mittelalterlicher Mentalitäten ebenso dringlich erscheint wie ein intensiveres Bemühen um die Klärung des Zentralbegriffs: Denn was ist überhaupt Mentalität?

1) Grundsätzlich sei daher verwiesen auf die ursprüngliche Fassung im hektographierten Protokoll über die Arbeitstagung vom 26.–29. März 1985 auf der Insel Reichenau Nr. 277 (zit.: Protokoll), S. 109–120. Auf Literaturhinweise muß verzichtet werden, doch wird mitunter auf Tagungsbeiträge pauschal Bezug genommen durch Einfügung des Autorennamens in den Text.

## I

Die Suche nach Antworten begann mit einer Art Fallstudie zur Mentalität, für die Herr Lammers das ihm besonders vertraute Nordalbingien gewählt hatte<sup>2)</sup>. Methodischer Ausgangspunkt war die Annahme, daß »eine bestimmte Menschengruppe im Alltag und auf den Höhepunkten eines Zeitabschnitts eine einigermaßen gleichartige Lebensbefindlichkeit zeigt (und auf längere Frist festhält), die als eine Art existenzielle Verfassungsgeschichte wirkt. Damit verbindet sich die Meinung, daß durch die auf vielen Gebieten gleichförmige Bestimmtheit einer Personengruppe ihre Mitglieder in Benehmen, Gewohnheiten, Reaktionen, Urteilen und Entscheidungen weithin festgelegt werden«.

Eine solche definitorische Umschreibung von Mentalität mißt dieser eine überaus beachtliche Bedeutung zu! Hielten die anschaulich interpretierten »Bilder« diesem Anspruch auch stand? Für diese Annahme könnte der strenge und mit mehreren Karten abgesicherte räumliche Bezug sprechen; aber waren die Holsten (zumal über ca. 350 Jahre hinweg) eine homogene Gruppe? Oder ist vielleicht nur die Mentalität einer spezifischen Teilgruppe, gar einer Führungsschicht illustrierbar geworden? Angesprochen wurden jedenfalls wichtige Methodenprobleme. Heterostereotypen und Autostereotypen, die Herr Lammers als spezifische Wir-Gruppen-Werte bezeichnete, wurden für das Holsten-Image diskutiert, neben räumlichen auch verfassungshistorische, eigentlich auch sozusagen geopolitische Grundgegebenheiten berücksichtigt: Sie hätten ebenfalls sozialgeschichtliche Relevanz – obwohl »die Grenze« das Leben der Holsten viel entscheidender bestimmt habe. Die Frage, ob relevante Phänomene einer spezifischen Grenzlandmentalität vorlägen, wurde aber nicht gestellt. Gelegentlich konnte man vermuten, daß die dichte Folge nordalbingischer Belege eher auf anthropologische Dimensionen wies – also Antworten anbot auf die Frage beispielsweise, wie Menschen in entsprechenden vorgegebenen Verhältnissen und Situationen reagieren.

In seinem sehr programmatisch angelegten Vortrag beschrieb dann Herr Graus zunächst Formen des Mentalitätsbegriffs, wie sie allgemein und insbesondere auch von Historikern verwendet werden. Dabei gelang ihm eine überzeugende Problematisierung, die durch Hinweise auf eine Vielzahl kurioser, mißbräuchlicher und auch gelegentlich sinnloser Bezüge ergänzt wurde. Nach dieser Art »Revue« resümierte er recht kategorisch: »Meinungen und Lehren reflektieren zweifellos zum Teil Mentalitäten – sie beeinflussen sie (z. B. kirchliche Dogmen, nationale Ideologien)«. Mentalitäten könnten aber von den Beteiligten nicht in Worten ausgedrückt werden – »die Frage: Wie ist Ihre Mentalität? ist sinnlos«. Nach der Überzeugung von Herrn Graus könne Mentalität nur »getestet« werden. Offenbar bestehe Mentalität »aus Möglichkeiten und aus Einzelmechanismen, die gesamthaft ein System bilden. Sie können im Regelfall nicht unmittelbar vermittelt, durch formuliertes Tradieren gelehrt werden«: Sie seien »verinnerlicht«.

2) Für die vorliegende Zusammenfassung wird die Reihenfolge der Tagung beibehalten, vgl. Protokoll Nr. 277.

Nach dieser Feststellung umschrieb er in ausdrücklich restriktiver Absicht Mentalität als »gemeinsamen Tonus längerfristiger Verhaltensformen und Meinungen von Individuen innerhalb von Gruppen. Sie sind nie einheitlich, oft widersprüchlich, bilden spezifische ›verinnerlichte Muster‹ (patterns). Mentalitäten äußern sich sowohl in spezifischer Ansprechbarkeit auf Impulse als auch in Reaktionsformen. Sie können nicht von Insidern formuliert, wohl aber getestet werden«. Da Graus Mentalitäten auf Gruppen bezieht, sind Großgruppen nicht ganz ausgeschlossen, aber auch ihnen gegenüber ist offensichtlich Distanz erkennbar, wenn man an die kritischen Bemerkungen gegenüber nationalen Stereotypen oder an angeblich formende »Nationalcharaktere« denkt. Seine Empfehlungen für Tests treffen vor allem homogene Gruppen, deren Analyse der Quellenlage nach möglich sei. Völlig pragmatisch betonte Herr Graus, daß die »Homogenität« sich stark nach der Quellenlage und der konkreten Fragestellung richten müssen, daß sie dem Ziel der Untersuchung angepaßt sein müsse. Hilfreich erscheint mir hierbei insbesondere die Anregung, untersuchte Einzelgruppen behutsam, aber konsequent zu vergleichen, um über diese Einzelgruppen hinaus weitere Kreise abstecken zu können. Ganz offenbar scheint Herr Graus überzeugt zu sein, daß es keine homogenen Großgruppen gegeben haben kann, daß in ihnen aber weitere Kreise von Einzelgruppen mentalitätsrelevant gewesen sein können.

Herr Graus betonte ferner, daß Mentalität nicht unbedingt nur ein Phänomen der Langfristigkeit sei, dies sei vielmehr eine aprioristische Ausgrenzung: »Historisch feststellbar ist *immer* nur ein Konglomerat von Komponenten mit unterschiedlicher zeitlicher Dimension, eine ›Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen‹«. Dieser Gedanke wurde später noch einmal aufgegriffen mit der Betonung, daß sich in der Untersuchung des Historikers »jede Mentalität als ein Konglomerat aus verschiedenen Bestandteilen erweisen (werde), die sich nach Alter, Herkunft und Intensität unterscheiden«. Infolgedessen werde der Historiker »die Bestandteile und ihre jeweiligen ›Summen‹ nur durch Vergleiche sowohl in der gleichen Zeit (synchron) als auch durch Parallelisierung unterschiedlicher Zeitabschnitte (diachron) beschreiben und analysieren können«. – Mit diesen Akzentuierungen setzte sich Herr Graus teilweise sehr deutlich vor allem von der französischen Forschung ab, die die Langfristigkeit kollektiver Mentalitäten betont. Diesen mir diskussionswürdig erscheinenden besonderen Akzent will ich etwas später noch einmal aufgreifen.

Zuvor aber sei als Ziel wiederholt, was Herr Graus selbst »als spezifische Umschreibung einer Mentalitätsforschung im engeren Sinne des Wortes« versteht. Sein Vorschlag lautet: »die erforschbare Summe von Reaktionsmechanismen und Grundvorstellungen umgrenzbarer Gruppen in einem gegebenen Zeitabschnitt und ihren zeitlichen Vergleich, soweit dies quellenmäßig aus Meinungsäußerungen und Verhaltensweisen (als Symptome) erschließbar ist«. Mit Hilfe dieses engeren Mentalitätsbegriffes sind dann die Methoden reflektiert worden, mit denen die nach Überzeugung des Referenten ausschließlich testbaren Mentalitäten zu erforschen sind.

Dieser Überblick hat mich sehr fasziniert, hier seien nur einige Postulate besonders herausgehoben. So wurde beispielsweise betont – und dies im Zusammenhang mit den seit

einiger Zeit so intensiven Studien über Einstellungen zum Tode-, daß die Mentalitätsforschung nicht nur auf Gemeinsamkeiten achten sollte, die dann als entscheidende Züge deklariert werden, sondern auch historisch unterschiedliche Züge in einem abgewogenen Verhältnis beachten müsse: »Unterschiedliche, widersprüchliche Einstellungen und Verhaltensweisen sind keine Eigenart der Menschen in der Todesstunde«. Zustimmung wird man, wenn postuliert wurde, daß man bei literarischen Darstellungen versuchen solle, »hinter« die jeweiligen Stilisierungen vorzudringen. Überzeugend ist auch die Kritik an einem »bei Historikern immer noch so überaus beliebten, psychologisierenden Einfühlen (Verstehen)«, das nicht weiterführe – »auch wenn es hochgelehrt, mit Formulierungen der Psychologie oder der Tiefenpsychologie verbrämt, vorgebracht« werde. Diese Haltung entspricht ähnlichen kritischen Bemerkungen, die DUBY formuliert hat.

Auffällig war ferner die deutliche Warnung vor quantifizierender Methode im Bereich der Mentalitätsforschung, unbestreitbar fände man hier aber wichtige Indikatoren für Mentalitäten einzelner Gruppen und für Änderungen. Der Referent hat weiter Wert darauf gelegt, daß die Erforschung der eigentlich nur testbaren Mentalitäten durch Analyse von Gegensätzen ergänzt werden solle. Das oft charakteristische Nebeneinander verschiedenster Auffassungen auch in »Einzelgruppen« spiegele eine Breite von Auffassungen. Natürlich dürfe man nicht dem Trugschluß verfallen, daß überwiegende Auffassungen »in der Mitte« zu finden seien. Auch scheint mir der Hinweis auf erforschbare Mentalitätsbandbreiten besonders fruchtbar zu sein. Historiker interessieren sich immer sehr für Brüche. Dieser Tendenz entspricht es, wenn die besondere Bedeutung von Kipp-Punkten oder Kipp-Stellen betont wurde. Gerade sie zeigten an, wo ein »fremdes Gebiet« beginne, sie seien gewissermaßen »Grenzmarken« auf einer imaginären Karte der »Mentalitätslandschaften«. Zu solchen Bruchstellen gehören Krisenzeiten allgemeinerer, aber auch speziellerer Art, solche in Gruppen und Großgruppen.

Mit diesen Hinweisen sollte das Grundsatzreferat in Erinnerung gerufen werden. Der Referent hat mehrfach geäußert, daß er seinerseits nur Anregungen geben wolle. Dieser Zurückhaltung entspricht es fast, wenn er der Meinung war, daß Mentalitätsforschung kein eigenes Forschungsgebiet sein könne, »denn nie wird das Verhalten und das Leben von Menschen nur durch ihre Mentalität bestimmt«. Sie sei »bloß ein besonderer Aspekt einer jeden Vergangenheit und Gegenwart«, aber »ein unerläßlicher Aspekt jeder Meinungsbildung und des Handelns«. Unmittelbar in diesem Zusammenhang wird dann (es soll hier zugleich der referierende Abschluß sein) noch knapper als zuvor definiert: »Mentalitäten als funktionierende, oft widersprüchliche, aber immer strukturierte (nie amorphe) Systeme, die das Handeln, Fühlen und die Meinungen von Menschen in Gemeinschaften mit bestimmen«.

Das Referat von Herrn Oexle über »Deutungsschemata der sozialen Wirklichkeit im frühen und hohen Mittelalter« ist heftig diskutiert worden. Der Längsschnitt war mutig, brillante Zugriffe und kraftvolle Analysen offenkundig. Da Herr Oexle nach eigenem Bekunden vorläufig noch Schwierigkeiten mit dem Mentalitätsbegriff hat – die von Herrn Graus angebotene Umschreibung aber gründlich prüfen will – und auch die These vertrat, daß erst nach der nominalistischen Revolution des 14. Jahrhunderts und mit der Wissenschaft des

19. Jahrhunderts Ideologieelemente im Zusammenhang der Deutungsschemata sozialer Wirklichkeit im Mittelalter heraustreten, bleibt allerdings die Schwierigkeit einzuschätzen, welche Bedeutung dieses Thema für die Erforschung mittelalterlicher Mentalitäten gehabt hat.

Für manchen Forscher sind Mentalität und Ideologie sehr innig verknüpft; ob dies in den meisten mittelalterlichen Quellenbezügen sich ähnlich darstellt, ist vielleicht etwas differenzierter zu beurteilen. Deutungsschemata der angesprochenen Art setzen aber nach meiner Einschätzung ein so hohes intellektuelles Niveau voraus, daß selbst diejenigen Zeitgenossen, die von der Richtigkeit der Interpretation überzeugt waren, zahlenmäßig kaum nennenswert hervorgetreten sein dürften – mithin werden sie im allgemeinen auch keine Gruppe, nicht einmal relativ homogene »Grüppchen« gebildet haben. Damit aber könnte eine eigentliche mentalitätsgeschichtliche Relevanz dieser Thematik – die jedoch in ihrer sonstigen Bedeutung bestimmt keine Einbußen erleidet – in unserem Zusammenhang sehr stark eingeschränkt erscheinen.

Herr Haverkamp suchte mit seinem Beitrag über »Heilige Städte« im hohen Mittelalter einen Teilbereich jener »Geistesverfassung« oder »geistig-seelischen Disposition« zu fassen, der mit Tellenbach ebenfalls als Mentalität oder Mentalitätselement verstanden werden könne. Zu diesem Zweck untersuchte er die »religiösen Zusammenhänge, in denen die Städte nicht nur im Mittelalter« stehen, verknüpfte sie mit den »Heiligen Städten« des hohen Mittelalters und konzentrierte sich dann auf die »sancta Treveris«. Aufgewiesen wurden unterschiedliche und zeitlich weit zurückreichende Traditionen, die zur tief im religiösen Leben verankerten Vorstellung einer »civitas sancta« verdichtet wurden. Von entscheidender Bedeutung wäre nun, ob diese »biblisch autorisierte, traditionsgesättigte Auffassung« tatsächlich als »Teil einer weitverbreiteten, das Handeln und Denken bestimmenden Mentalität« belegbar ist oder im wesentlichen Anspruch blieb. Davon abhängig ist auch die Einschätzung, ob es sich eher um ein (zweifelsfrei hochinteressantes) religions- und geistesgeschichtliches Phänomen handelte. Ausprägungen liturgischer Formen bis hin zu Heiligenkult und Prozessionen, zu Sakralbauten oder besonderen Ausformungen historischen Sonderbewußtseins ließen sich vorzugsweise als Zeugnisse für ein Sonderbewußtsein des Klerus und auch der weltlichen Trierer Führungsschicht verstehen. Gelang aber die Einbeziehung der Trierer Gesamtbevölkerung in dieses Sonderbewußtsein? Konkret testbar wäre es beispielsweise, wenn Trierer Bürger außerhalb ihrer Stadt in ihrem Verhalten gegenüber Fremden bewußt-unbewußt von der Gewißheit bestimmt wurden, aus der »sancta Treveris« zu stammen. Freilich blieben selbst dann Zweifel, ob es sich nicht dominant um Ansätze spezifischer Mentalität von Bewohnern großer (und hier wohl auch sehr alter und berühmter) Städte, vielleicht sogar einer Mentalität von Großstädtern handelte. Ein solcher Nachweis wäre freilich sehr bedeutsam, wenngleich eine Akzentverschiebung vorläge. Könnte man eventuell auch mit Anknüpfungen an städtische Mentalitätsformen der Antike rechnen?

Der Beitrag von Herrn Schwinges über »Verfassung und kollektives Verhalten. Zur Mentalität des Erfolges falscher Herrscher im Reich des 13. und 14. Jahrhunderts« hat mich etwas in Verlegenheit gebracht. Auffällig war nämlich des Referenten überaus deutliche Distanz

gegenüber der spezifischen Begrifflichkeit des Tagungsthemas. Auch auf Rückfragen verließ er kaum seine vorsichtige Reserve. Welches Bedingungsgefüge, welcher Nährboden trug den (schließlich doch) aufhaltsamen Aufstieg falscher Fürsten im 13. und 14. Jahrhundert? Drei Verfassungskategorien, nämlich »Mangel an Zentralität«, ein aus spätmittelalterlichen Krisen und Orientierungsverlusten resultierendes »Kontinuitätsproblem« sowie ein ausgeprägteres »dynastisches oder vorstaatliches Handeln« wurden herausgestellt als langfristige Rahmenbedingungen, die erst Chancen für Auftreten und Regierungshandeln falscher Fürsten eröffnet hätten. Fünf »Determinanten des augenblicklichen Erfolges und kollektiven Verhaltens« erkundete Herr Schwinges anschließend. In bestimmter, ineinandergreifender Folge, die kein bloßes Nebeneinander sei, handele es sich um »strukturbedingte Anfälligkeit«, »strukturelle Spannung« und »die Ausbreitung genereller Wunschbilder«. Diese drei Determinanten wurden verstanden als Grundvoraussetzungen kollektiven Verhaltens. Zu ihnen traten schließlich »Beschleunigungsfaktoren« des Handlungsablaufs sowie fünftens die »Mobilisierung der Teilnehmer«, mit welcher kollektive Reaktionen ausgelöst wurden. Den Eindruck der Regelmäßigkeit hat der Referent bewußt erwecken wollen. – Dies beeindruckte mich schon deshalb, weil somit vielleicht auch Mediävisten sich einmal die Chance zu bescheidenen quasi-revolutionären Rezepturen erarbeiten könnten. – Aber warum konnten im Mittelalter selbst nur so wenige befähigte Leute sich das Zusammenspiel gerade der beiden letzten Determinanten zunutze machen? Die Bedeutung des behandelten Themas für die Mentalitätsforschung ist jedoch unstrittig, vielleicht könnte sie sogar beachtlich werden. Die spezifische Mentalität mußte aber meines Erachtens auf dem überzeugend gesicherten Nährboden erst noch »getestet« und dann auch für das wissenschaftliche Publikum stärker verbalisiert werden.

Herr Miethke hat seinerseits mentalitätsgeschichtliche Fragen für den Bereich der klassischen Geistesgeschichte oder vielmehr für die politische Theorie am Beispiel der Bettelorden »getestet« und als Ergebnis festgehalten, daß »mentalitätsgeschichtliche Fragen ... auf dem Felde der geistesgeschichtlichen Forschung nur eine vorläufige Funktion behalten«, nicht aber das letzte Ziel sein könnten. Als »vorletzte« Hilfsmittel aber könnten sie dazu beitragen, das Relief einer Zeit deutlicher zu erfassen, sie gäben auch einzelnen Individuen gegebenenfalls schärferes Profil. Dies klingt nach Offenheit und gleichzeitiger Distanz. Den vermeintlichen Widerspruch hat Herr Miethke durch breitere Vorüberlegungen relativiert. Nach eigener Aussage sieht er »breite Zonen der Übereinstimmung« mit F. Graus und plädiert für einen hinreichend vagen Begriff von Mentalität, dem eine Art Transportschienenfunktion für ganz unterschiedliche wichtige Gesichtspunkte und Inhalte bei den jeweils einzelnen Historikern zukommen könne. Herr Miethke hat betont, daß die Frage nach der Mentalität von menschlichen Gruppen »als regulative Idee historischer Bemühungen« eine wichtige Funktion erfüllen könne »sowohl bei der Analyse der Zeugnisse als auch bei der Präsentation der Ergebnisse«. Damit umschrieb er den Begriffsinhalt der Mentalität von Gruppen (und nur Gruppen scheinen ihm interessant zu sein) »etwa (als) das Selbstverständnis von Gruppen – freilich ist wohl die Einschränkung hinzuzufügen – sofern es ihr Handeln und Verhalten bestimmt«. Wir könnten nur nach der Mentalität von Gruppen fragen, Mentalität als gruppentypisches Selbstverständnis

lasse sich gerade nicht an den individuellen und herausragenden persönlichen Leistungen, Vorstellungen und Willensbildungen ablesen – eher im Alltäglichen. Solches Selbstverständnis lasse sich vor allem an homogenen Gruppen ermitteln, je offener sie seien, desto schwieriger bis unmöglich werde das Forschungsbemühen.

Der bewußt und zu Recht vagen Definition entspricht es, wenn Herr Miethke hinzugefügt hat, daß letzte Forschungsentscheidungen jener berühmten »historischen Nase« überlassen blieben, »die durch handwerkliche Perfektion allein nicht zu ersetzen« sei. Mich hat das überzeugt. Dem pragmatischen Ansatz konnte man zutrauen, daß er in der Probe aufs Exempel sich werde behaupten können. Daß dies ausgerechnet auf dem Gebiet der klassischen Geistesgeschichte, hier dem der Geschichte der politischen Theorie demonstriert werden konnte, hat jedoch außerordentlich erstaunt.

Die Bettelorden haben durch besonders intensive, konsequent durchdachte und notfalls rigide durchgesetzte Einübung in das Verbandsleben – über eine spezifische Introduktionsphase, eigenes Schul- und Studienwesen und so weiter – ein mendikantisches Selbstverständnis aller Ordensbrüder erreicht, dessen in sich geschlossene Anschauung der Kirchenstrukturen auf Papsttum und Kirche übertragbar war, sich ausbreitete und in der Kirche durchsetzte, weil jedes Ordensmitglied sie trug. »Mit großer Selbstverständlichkeit« hätten die Mendikanten »immer an ihrem Modell einer zentralen Kirchenverfassung festgehalten, das den Papalismus der spätmittelalterlichen Ekklesiologie zu einer letzten Steigerung führte«. Transportschiene war die besondere Sensibilität der Bettelorden, die durch ihr unmittelbares Kirchenverständnis und ihre konkrete Interessenlage gespeist wurde, durch ihre Mentalität. – Mir scheint, daß sich Herrn Miethkes Ansatz als tragfähig erwiesen hat, aber wohl in besonderer Weise, die so geschlossen kaum sonst vorhanden war, weil bei den Mendikanten außerordentlich intensive Anerziehung zu dauerhafter Mentalität führte, die mit harter, geschlossener Ordensstruktur und Ordensdisziplin verknüpft war – wobei der »Strahlungskreis der mendikantischen Ekklesiologie« und die Traditionen des Ordens auch die bedeutendsten Geister innerhalb des Ordens hielten.

Allgemein wurde unterstrichen, daß mit der Zuordnung mentaler Grundmuster »bereits eine Interpretation der Theoriegeschichte in ihrem sozialen Kontext erleichtert« werde, dies sei ja eine Aufgabe, der sich geistesgeschichtliche Arbeit immer wieder zu stellen habe, obwohl sie nicht zentral sei. In der Diskussion meinte Pankraz Fried, solche Nutzung von Mentalitätsforschung sei geeignet, das deutsche Forschungsdefizit im Bereich dessen zu beheben, was man vielleicht als »Gruppengeistesgeschichte« bezeichnen könnte.

Herr Schreiner hat an Äußerungen spätmittelalterlicher Herrscherkritik die Wechselbeziehungen zwischen politischer Einstellung und sozialer Zugehörigkeit untersucht. Seine Belege führten auch in das Hochmittelalter, wo vor allem Heinrich IV. ein überaus aussagekräftiges und erkenntnisförderndes Paradigma bot. blieb zunächst noch offen, ob zu spezifisch spätmittelalterlicher Herrscherkritik durchgestoßen werden könne, so überraschte bald die überaus breite Palette entsprechender Zeugnisse, die möglichst nach formeller und informeller Kritik geordnet wurden, wobei – aus verständlichen Gründen – spezifische Fragen der

Quellenkritik zurücktreten mußten. Angesichts einer häufig feststellbaren »Inkompetenz« spätmittelalterlicher Kritik wog der ebenfalls plausible Verzicht auf subtile Überprüfung literarischer Traditionen und überhaupt von Qualitätsmaßstäben schwerer. Der Referent führte aus, daß Kritik an Herrschern seit dem Frühmittelalter nichts Außer- und Ungewöhnliches gewesen und im »Schnittpunkt normativer Erwartungen und konkreter Erfahrungen« entstanden sei. Dabei wird aber der Vorstellung vom »guten König« eine wohl zu große Bedeutung gegenüber eigenen Enttäuschungen, erfahrenem Leid und Unrecht zugeschrieben, und mindestens diese wichtigen Antriebskräfte blieben meines Erachtens unterbelichtet. Wer freilich bereits als Prämisse formuliert, Herrscherkritik setze »eine Haltung abwägender Distanz voraus«, wird kaum anders werten können. Auch die betonte Einbeziehung spezifischer, »zur Herrscherkritik legitimer Gruppen und Institutionen«<sup>3)</sup> liegt ebenso in dieser Konsequenz wie die These, daß spezifische Herrscherkritik eigentlich den Nährboden einer kritischen Öffentlichkeit brauchte, den erst die neuzeitliche Unterscheidung von Staat und Gesellschaft geboten habe. Insofern habe das Spätmittelalter erst allmählich sein mentalitätsbedingtes Vertrauen in den »guten König« abbauen oder überwinden müssen, während die dominante Herrscherkritik des 13.–15. Jahrhunderts eher in zurechtweisenden Formen verlief, den König zu lenken und zu korrigieren suchte, eben auf eine »correctio principis« zielte.

Trotz angedeuteter grundsätzlicher Bedenken gegen die Verengung des Begriffs der Herrscherkritik bleibt herauszustellen, mit welcher Umsicht ein sehr breites Belegmaterial interpretiert wurde. Von den sonst so beliebten Spielereien mit einzelnen, aus dem Zusammenhang gerissenen Äußerungen positiver wie negativer Art über Herrscher, wie sie noch allzu oft sogar in der Fachliteratur anzutreffen sind, konnte keine Rede sein. Es bleibt die Frage nach dem Beitrag zur Mentalitätsforschung. Auf der Reichenau fragte der Referent selbst vorsichtig und distanziert, was seine Zeugnisse von Herrscherkritik mit Mentalität zu tun hätten, und formulierte als Antwort: »Menschen, die sich zu ihrer politisch-sozialen Umwelt kritisch verhalten, tun das nicht als isolierte Individuen, sondern stets im Zusammenhang mit anderen, durch deren Einstellungen, Interessen und Traditionen sie geprägt sind«. Würde damit unterstellt, daß der genannte Zusammenhang mit anderen Individuen vornehmlich mentalitären Charakter hat, müßte man wohl Vorbehalte anmelden. Unterstreichen läßt sich aber in jedem Fall, daß die aus den Zeugnissen rekonstruierbaren Denk- und Verhaltensweisen samt ihren vielschichtigen Denk- und Erfahrungsgrundlagen auch für eine mit restriktivem Mentalitätsbegriff operierende Forschung wichtig sind. Würden Fragen nach gruppenspezifischen Voraussetzungen bei den kritisierenden Autoren, wie es Herr Köhn anregte, oder der von Herrn Kahl entwickelte typologische Fragenkatalog<sup>4)</sup> zusätzlich berücksichtigt, ließen sich gewiß auch weitere Felder mittelalterlicher Kritik fruchtbar erschließen.

Herrn Sprandels Beitrag ließ sich zuspitzen auf die Frage: »Ist es die Mentalität, die die Gruppe macht, oder bestimmt die Gruppe die Mentalität?« Ausgangspunkt seiner Betrachtun-

3) Protokoll S. 71.

4) Protokoll S. 76f. (Kahl) und S. 83 (Köhn).



gen und »Zwischenergebnisse« waren deutsche Geschichtsschreiber des 14. und 15. Jahrhunderts. Mit quantifizierenden Methoden wurden in den 170 Jahren von 1347 bis 1517 (unter Einbeziehung nennenswerter Fortsetzungen) insgesamt 253 Geschichtswerke erfaßt, die an 110 Orten geschrieben wurden. Trotz Schwierigkeiten bei der Identifizierung aller Autoren gelangte Sprandel zur Zahl von 226 Geschichtsschreibern, die in den sieben Grundgattungen geschrieben haben. Der Anteil an Geistlichen überwog, doch stieg kontinuierlich die Zahl der Laien. Nur 30 Autoren ließen sich nicht identifizieren. Die zweifellos beeindruckenden Zahlen, welche überdies den epochalen Charakter der großen Pestwelle dokumentieren und die These vom Zusammenhang der Geschichtsschreibung in Deutschland seit 1348/49 untermauern, dienten Sprandel als Basis für eine Vielzahl von Untersuchungen auf unterschiedlichen Betrachtungsebenen. Methodisch wichtig war dabei die Berücksichtigung auch von Kartierungen, Gattungsunterschieden und anderem. Diese interessanten Betrachtungen wie auch ihre Ergebnisse bereichern ganz ungemein die historiographische Szenerie des Spätmittelalters. Ganz hervorragend hätten sie bereits in den Rahmen der Reichenauer Tagungen zur spätmittelalterlichen Geschichtsschreibung gepaßt<sup>5)</sup>. Bei einer mentalitätsgeschichtlichen Thematik blieb hingegen zu fragen, ob diese 226 deutschen Autoren des 14. und 15. Jahrhunderts überhaupt eine Gruppe bildeten, mindestens relevante Ansätze eines entsprechenden Gruppenbewußtseins erkennen lassen. Eine Gruppe setzt doch eine mehr oder weniger regelmäßige Interaktion voraus, die im geschilderten Zusammenhang teils fehlte, teils nur blaß entgegentrat. Die Hinweise auf Binnenkommunikation bezogen sich vorrangig auf verschiedene Regionen, in denen die betreffenden Geschichtsschreiber lebten, kaum aber auf direkte Kommunikationszusammenhänge zwischen Historikern, die einander mehr als nur zufällig irgendwie kannten. Handelt es sich im strengen Sinne nicht eher um eine Art soziologisches Konglomerat? Auch durch die Sprache sind diese 226 Autoren nicht als Gruppe konstituiert, schreiben sie doch Lateinisch und in zunehmendem Maße Deutsch (vermutlich mit großen Dialektunterschieden). Eine Art »nationale« Gruppenkonstituierung ist zu Recht nicht behauptet worden, wohl aber wurde eine untersuchungs- und forschungsstrategische Begrenzung vorgenommen.

Andererseits liegt nichts ferner als die Annahme, daß quantifizierende Methoden letztlich bei der Mentalitätsgeschichte auf Holzwege führen müssen. Herr Sprandel selbst ist sich der Problemlage viel zu sehr bewußt gewesen und hat gerade in bezug auf Fragen der spezifischen Mentalitätsforschung überaus behutsam formuliert. So bieten seine Untersuchungen gewiß wichtige Indikatoren für Mentalitäten einzelner Gruppen – nur daß diese Geschichtsschreiber selbst kaum eine Gruppe darstellten. Mit Nachdruck wird man indes postulieren, daß alle verfügbaren Quellenbereiche, die quantifizierenden Methoden überhaupt zugänglich sind, in ähnlicher Weise und ähnlich intensiv untersucht werden, damit die allgemeinen Grundlagen auch für die Mentalitätsforschung verlässlicher werden und damit der Fragen- und Problemerkatalog insgesamt fruchtbar vergrößert wird.

5) H. PATZE (Hg.), *Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein im Spätmittelalter* (Vorträge und Forschungen Bd. XXXI), 1987.

Die wichtig erscheinenden Ergebnisse von mentalitätsgeschichtlicher Bedeutung seien eigens hervorgehoben: Die im Zeitraum von 170 spätmittelalterlichen Jahren wohl doch ziemlich deutlich ausbleibende »Kommunikation mit außerdeutschen Gebieten«; eine daraus vielleicht resultierende Artikulation regionaler und nationaler Gefühle, die sich in einem Wechselspiel befinden; der sogenannte »Vormarsch der deutschen Sprache« mit zusätzlichen nationalen Isolierungseffekten; ein forciertes Spiel der Geschichtsschreiber mit den Gattungen; eine gewiß auffällige Suche nach Neuigkeiten, ergänzt durch »Streben nach Kurzweil« und auch ein »lockeres Verhältnis zur Wahrheit«. Dies wurde ursprünglich zugespitzt in einem Satz, den man wegen seiner befreienden Wirkung nur allzu gern glauben möchte: »So ungehindert wie im Spätmittelalter hat man in späterer Zeit als Historiker nicht mehr fabulieren dürfen ...«

Für das Tagungsanliegen einer Überprüfung methodischer wie inhaltlicher Probleme der Mentalitätsforschung erwies sich als sehr günstig, daß auch der Beitrag von Herrn Arnold einen ganz spezifischen Ansatz verfolgte: »Mentalität und Erziehung – Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Geschlechtersphären als Gegenstand der Sozialisation im Mittelalter«. Mit breit gefächertem und sehr interessantem Material aus schriftlichen und bildlichen Quellen, dessen dominant normativer Charakter freilich kritisiert werden könnte, sollte an konkreten Fällen untersucht werden, »wie eine Mentalität, wie Mentalitäten entstehen«. Ausgehend von der These, daß geschlechtsspezifische Arbeitsteilung sich im interkulturellen Vergleich keinesfalls als anthropologische Konstante erweise, bemühte sich Herr Arnold um den Nachweis, daß sogenannte naturhafte Vorgaben häufig genug sozial bedingt, ja sogar irgendwie »anerzogen« gewesen seien. Dabei vermied er aber nach Möglichkeit den im Titel genannten Begriff »Erziehung« und wollte in angemessener Weise mit einer Vermittlung durch Sozialisation rechnen, das hieße einer »Hinführung auf das Leben in einer Gemeinschaft«. So erwiesen sich vor allem auch komplementäre Bezüge von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und Geschlechtersphären (weithin oder durchweg?) als Ergebnis von Erziehung.

Ob die letztlich doch erfolgende Gleichsetzung von Erziehung und »Hinführung auf das Leben in einer Gemeinschaft« (Sozialisation) für mittelalterliche Verhältnisse wirklich angebracht ist? Bedurfte auch das eher selbstverständliche Hineinwachsen in die Gemeinschaft einer »Hinführung«? Und um zum eigentlichen thematischen Ausgangspunkt zurückzufinden: Sind denn die Geschlechter jeweils eine Gemeinschaft? Nur wer hier zur Bejahung bereit wäre, könnte dementsprechend von Mentalitäten reden, die im Spannungsfeld von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und jeweils dem betreffenden Geschlecht vorbehaltenen Bereichen oder Domänen (»Geschlechtersphären«) entstanden. Dies setzt aber auch einen sehr weiten Mentalitätsbegriff voraus, der zu verschwimmen droht. Das ganz ohne Zweifel wichtige Thema, das Herr Arnold behandelt hat, läßt sich vermutlich mit anderem Instrumentarium als dem einer ohnehin problematischen Mentalitätsforschung besser greifen. Einen Ausweg bieten könnte vielleicht auch das Fragen nach der Mentalität (oder mentalen Einstellung) bestimmter Gruppen gegenüber Frauen, Männern, in bezug auf Frauen und so weiter.

Zusätzlich zu den geäußerten Vorbehalten soll die Vermutung geäußert werden, daß mit der

Erforschung entsprechender Zusammenhänge notwendige Voraussetzungen für eine Mentalitätsforschung geschaffen werden, nicht aber Mentalitätsforschung selbst geleistet werden kann. Nicht erörtert wurde die Frage, ob bei Sozialisation im Sinne einer Hinführung auf das Leben in einer Gemeinschaft zusätzlich mentale Wirkungen erzielt werden – also nicht nur zur beabsichtigten Mentalität erzogen wird. Vorstellbar wäre, daß bei der Hinführung zur Mentalität weitere mentale Bedingungen und mentale Phänomene verursacht oder intensiviert werden. An Herrn Kahls Mahnung, Fragen der Rangfolge sauber abzutrennen, soll ebenfalls ausdrücklich erinnert werden, auch an die zahlreichen Hinweise, daß Realitäten abweichen könnten<sup>6)</sup>.

## II

Da Mentalität nicht verbalisierbar und bereits »die Frage: Wie ist Ihre Mentalität? sinnlos« ist, bedarf es besonderer methodischer Anstrengungen, wenn mit einem wissenschaftlich vertretbaren Mentalitätsbegriff umgegangen werden soll. Allzu groß ist beispielsweise die Gefahr, daß der Interpret Züge seiner eigenen Mentalität erfassend beschreibt, daß er allenfalls den Spielraum ihm zugänglicher Mentalitäten nutzen kann, wenn er fremde Mentalitäten herausarbeiten will<sup>7)</sup>. Dieses Dilemma läßt sich nur stark reduzieren, nicht aber beseitigen. Insofern ergibt sich die einsichtige Konsequenz, daß jegliche Mentalitätsforschung bei der Verbalisierung ihrer eigenen Ergebnisse sich bewußt bleiben muß, wie subjektiv und thesenhaft deren Charakter sein könnte. Bei mündlichen wie schriftlichen Äußerungen resultiert daraus mindestens das Postulat zurückhaltender Formulierung. Klar muß auch gesehen werden, daß mit dem bisher entwickelten methodischen Rüstzeug keine spezielle Mentalitätsforschung oder Mentalitätsforschung als eigene Disziplin geleistet werden kann. Ob hierbei ein grundsätzlicher Wandel eintreten könnte, erscheint fraglich trotz vorstellbarer methodischer Fortschritte im Detail. Auf Mentalitäten wird man als Historiker aber konsequenter zu achten haben, wengleich sich entsprechende Ergebnisse eher »nebenher« ergeben werden<sup>8)</sup>. Immer sollte man sie sorgfältigst registrieren.

Den ganz offensichtlichen und nur knapp angedeuteten Gefahren können positive Aspekte gegenübergestellt werden. Dazu gehört unter anderem die Möglichkeit, mit der Frage nach Mentalität ein besseres Verständnis bestimmter Phänomene und vielleicht auch wirklichkeitsnähere Antworten zu erreichen. Ob auch Routinefragen aufgelockert werden können? In methodischer Hinsicht bietet die Mentalitätsfrage dem Historiker vor allem die Chance,

6) Protokoll S. 101 ff.

7) Angesprochen vor allem von H. Zimmermann (Protokoll S. 121 f.; vgl. die anschließende Diskussion S. 124 ff.).

8) W. Lammers sprach auch von »Momentaufnahmen« des Benehmens (Protokoll S. 123).

subjektive Deutung etwa politischen Verhaltens durch den Versuch einer Objektivierung aus kritischer Distanz zu ergänzen oder möglichst zu ersetzen<sup>9)</sup>.

Über die Bemerkungen allgemeinerer Art hinaus scheinen mir einige Punkte besonders diskussionsbedürftig zu sein. Diese sollen teils knapp, teils etwas ausführlicher aneinandergereiht werden, obwohl sie letztlich als eng miteinander verzahnt gelten können.

1. Von besonderer Bedeutung ist das Bemühen um begriffliche Erfassung. Falls die spezifische Umschreibung einer historischen Mentalitätsforschung durch F. Graus über die Tagung hinaus allgemeine Zustimmung finden sollte, könnte man sich um eine griffigere Formulierung bemühen. Der Vorschlag lautete: »die erforschbare Summe von Reaktionsmechanismen und Grundvorstellungen umgrenzbarer Gruppen, in einem gegebenen Zeitabschnitt und ihren zeitlichen Vergleich, soweit dies quellenmäßig aus Meinungsäußerungen und Verhaltensweisen (als Symptome) erschließbar ist«.

2. Ein weiteres Problem liegt in der Größe etwaiger Untersuchungsfelder. Sollte man ausschließlich Einzelgruppen erforschen, von denen man eventuell mehrere vergleichen könnte, so daß sich dann erst weitere Umkreise ergeben? Für die Einzelgruppe galt als Argument vor allem deren Homogenität. Gibt es über solche Homogenität, die hauptsächlich durch Quellenlage und konkrete Fragestellung bedingt ist, hinaus weitere Kriterien allgemeinerer Art – insbesondere solche, die dann eine Orientierung auf Kleinstgruppen wie auch auf Großgruppen erschweren?

Andererseits wäre zu fragen, ob mit der Forderung nach Homogenität nicht vorab schon eine wesentliche Entscheidung zugunsten von kleinen Gruppen fällt, während die Lockerung dieses Postulats, das seine Grenzen ohnehin zumeist an der Gunst oder Ungunst mittelalterlicher Überlieferung finden dürfte, einen freieren Blick auch auf relevante Großgruppen ermöglichen könnte. Hier allerdings würde verschärft das Gebot des Taktes gelten müssen<sup>10)</sup>, das vor zu platter Verallgemeinerung bewahren könnte.

3. Die Forderung, Mentalitäten müßten »getestet« werden, hängt zweifelsfrei mit der wiederholt erwähnten Tatsache zusammen, daß Mentalität in unseren Quellen nicht formuliert wird, weil sie nicht formulierbar oder verbalisierbar ist. Obwohl man prinzipiell zustimmen wird, läßt sich das dumpfe Gefühl nicht ganz verdrängen, daß wissenschaftlich getestete Mentalitäten auch nicht leicht formulierbar sind. Ließe sich aber vielleicht Zuflucht suchen bei einer vermeintlichen Differenz von Formulieren und Verbalisieren, also einem verstärkten Rückgriff unsererseits beispielsweise auf Bilder, bildhafte Aussagen oder Andeutungen? In diesem Zusammenhang wurde auch gefragt, was für die Mentalitätsforschung das »Testen« überhaupt bedeutet. Antworten zu geben, fiel allen schwer. Daher sei ein erneuter Anlauf riskiert: Mentalitäten könnte man begreifen als mentale, nicht verbalisierbare Verhaltensdispositionen kollektiven Ursprungs, die wirksam werden ohne vorherige Reflexion. Nun sind Verhaltensdispositionen als solche für den Historiker noch nicht feststellbar. Wirksam werden sie jedoch

9) In der Diskussion vor allem angesprochen von H. Beumann (Protokoll S. 125) und J. Miethke (S. 125 f.).

10) Mit Verve betont von E. Schubert (Protokoll S. 127 f.).

im Verhalten, das (mitunter) beobachtbar ist. Die Beobachtung solchen Verhaltens ließe sich als Testen verstehen, das Rückschlüsse auf die mentale Verhaltensdisposition zulassen kann.

4. Mehrfach wurde gefragt, wer Mentalität »bilde«. Für K. Arnold entstanden wesentliche Mentalitäten durch Erziehung oder vielmehr Sozialisation. Auch im Falle der Bettelorden ließen sich erzieherische Zwänge feststellen, die freilich vielgestaltiger Art waren. In anderen Fällen wirkte der allgemeine Verfassungsrahmen mentalitätsbildend, und W. Lammers meinte gar, geschichtlich bedingte Mentalität könne selbst wieder Geschichte produzieren – das ist ein etwas anderer Bezug, der aber auch irritieren mag. Schwierigkeiten könnte vollends das Postulat bereiten, »Recht und Mentalität« zu erforschen (G. Dilcher)<sup>11</sup>. Beide seien im Mittelalter in doppelter Weise verbunden, weil mittelalterliches Recht zumeist als nichtschriftliches Recht, vor allem als sogenanntes »nichtgelehrtes Recht« auf sozialstrukturellen Bedingungen fuße. Andererseits stütze es sich auf Rechtsschöpfung, auf Rechtsfindung. – Die angesprochenen Bezüge faszinierten; doch wie will man entsprechende, das Recht tragende Mentalitäten erforschen, wenn die dazugehörigen Menschen, auch Gruppen von Menschen anonym bleiben? Oder sollte man sich in der Annahme irren, daß hier Mentalitätstests nur an fixierten Rechtstexten oder am Phänomen Recht durchführbar sind? Die Forderung dagegen, die Mentalität der (modernen) Rechtsgelehrten zu erforschen, dabei wohl auch zu decouvrieren, ist voll zu unterstützen. Das allgemeinere Postulat einer wissenschaftsgeschichtlichen Filtrierung (O. G. Oexle) könnte dem in etwa entsprechen.

5. Mit Vehemenz hat sich (unwidersprochen) F. Graus gegen die vor allem von Franzosen vertretene Forschungsthese gewandt, daß »die gesamte Mentalität ... ein Phänomen der Langfristigkeit« sei. Dies sei eine unvertretbare, »betont wertende, aprioristische Ausgrenzung« von Komponenten mit unterschiedlicher Dimension – offenbar müßte die Mentalitätsforschung auch mit recht drastischen Änderungen »in relativ kurzen zeitlichen Abständen« rechnen. Des Referenten Hinweise auf solche, sogar ganz natürliche Änderungen durch das biologische Altern des Einzelmenschen (»wer wollte behaupten, im Alter dieselben Meinungen, dasselbe Verhalten aufzuweisen wie in der Kindheit oder in seiner Jugend«) überzeugen mich nicht, zumal Meinungen und Denkweisen wohl doch keine Mentalitäten sind.

Wegen der Grundsätzlichkeit des Problems sei etwas weiter ausgeholt. Offenbar steht die französische Mentalitäts-Forschung, die bisher durchgängig das Postulat einer *mentalité de longue durée* vertrat, vor dem besonderen Problem der Französischen Revolution, an der sich die langfristigen Strukturen und Mentalitäten zu brechen scheinen. Auch M. Vovelle etwa akzeptiert F. Braudels These, daß kollektive Mentalitäten »Gefängnisse der langen Dauer« seien. Aber neuerdings verweist gerade Vovelle in diesem Zusammenhang auf die Bedeutung des Ereignisses (beispielsweise der Revolution) gegenüber der *longue durée*<sup>12</sup>. Damit ergibt sich ein paralleler Ansatz zu F. Graus. Aber haben beide recht? Kipp-Punkte, Bruchstellen für

11) G. Dilcher (Protokoll S. 16).

12) M. VOVELLE, Die Französische Revolution. Soziale Bewegung und Umbruch der Mentalitäten. Mit einem Nachwort des Autors und einer Einführung von R. REICHARDT (dt. Ausgabe 1985).

Mentalitäten können durch Ereignisse bestimmt sein. Können jedoch Ereignisse kurzfristig Mentalitäten hervorrufen, formen? Könnte es sich bei besonderen Ereignissen gegebenenfalls auch um den Durchbruch sehr alter, verdrängter, unterdrückter Mentalitäten gehandelt haben, solcher, die lange zuvor nicht mehr den Weg in schriftlich fixierte Zusammenhänge gefunden haben, also für historische Forschung kaum testbar sind? Damit wäre auch für diese das Element der *longue durée* vorhanden, freilich in etwas modifizierterem Sinne, nämlich des Gefangenseins auf lange Dauer oder einer Art »Überwintern« unterdrückter Mentalitäten im »Gefängnis der langen Dauer«. Vorstellbar wären dann also kollektive Mentalitäten im Gefängnis der langen Dauer, und zwar solche, die historisch in relevanter Weise testbar, aber auch solche, die nicht testbar sind.

6. Schließlich eine letzte Frage. Lassen sich für den Historiker Mentalitäten nur an Gruppen erforschen? Oder sind Mentalitäten kollektiver Art auch an Einzelpersonen testbar? Damit ist freilich nicht gemeint, daß es eine spezifische Mentalität eines einzelnen, eine individuelle und auf ein Individuum begrenzte Mentalität gäbe. Insofern würde auch von keiner Parallele zum vertrauten Nebeneinander von Individualpsychologie und Massenpsychologie zu reden sein.

Mit einem literarischen Beispiel soll das Problem angedeutet werden, das zugleich Fragen der Langfristigkeit (von doch wohl mindestens zwei bis drei Menschenaltern) und scheinbar kurzfristiger, ereignisbedingter Wandlungen aufweist. In seinem durchaus lesenswerten Roman »Polninken oder Eine deutsche Liebe« (1984) berührt Arno Surminski das Problem des einzelnen in einem fast noch größeren als nur kollektiven Zusammenhang: »Natürlich lag es nicht an der Kleidung. Du kannst, nur mit einer Badehose am Leib, durch eine polnische Stadt gehen, und sie werden erkennen, ob Du aus Deutschland West oder Deutschland Ost kommst. Es mußte da etwas geben, das die Menschen unterschied, ohne daß sie sich dessen bewußt waren. Was sagen denn die Herren Verhaltensforscher zu dem Phänomen? Ein Volk wird getrennt, und nach fünfunddreißig Jahren gehen die Menschen anders, sprechen sie anders, denken sie anders, unterscheiden sich an der Art, wie sie die Straße überqueren und ein Schaufenster anschauen«<sup>13)</sup>.

Ist dies richtig gesehen? Eine fast nackte Person, gewiß kein typischer Deutscher, so daß vielleicht nicht mit einem Wirksamwerden nationaler Stereotypen zu rechnen ist. Aber ist er nur als einzelner interessant? Auf welche Verhaltensdispositionen weist das Testen seines Verhaltens?

Doch genug der Fragen! Mit einem Postulat des Veranstalters, das ohne Einschränkung und mit Nachdruck unterstützt werden kann, soll die Skizze abschließen. Sein Plädoyer für eine kritische Mentalitätsforschung beendete F. Graus mit den Worten: »Zwangsläufig sind der Erkenntnis des Historikers durch die erhaltenen Quellen Grenzen gesetzt: aber nicht nur der Grenzen, auch seiner Möglichkeiten sollte sich der Historiker bewußt sein«.

13) A. SURMINSKI, Polninken oder Eine deutsche Liebe. Roman (1984) S. 210.